

Unser ganzes Selbstdurchdringen
Soll die Lieb' zum Vaterland
Wollen ihm zum Opfer bringen
Gut und Blut und Herz und Hand!
Wollen für daselbe leben,
Und wenn einst Gefahr im droht,
Freudig unser Herzblut geben,
Treu ihm bleibend bis zum Tod!
Friedr. Treugold.

Blutende Wunden.

(6. Fortsetzung.)
Liegt der Wald totenstill. Die Sanitäter haben noch in der Nacht ihr Samariterwerk getan; mit ihren Aketnlenlampen, deren kalkweißes Licht weite Strecken überstrahlt, haben sie das Gelände abgeleuchtet, soweit der Kampf gewüthet. Auf Bahren hat man die fast leblosen oder stöhnenden Feldgrauen fortgetragen — einen fanden sie nicht.

Ein großer, schlanker Redde hatte sich unter unsäglichen Schmerzen tief in ein dichtes Gebüsch hineingebuddelt. Er hörte in seiner Betäubung wie aus weiter Ferne das Bumbum der Kanonen, das scharfe „ff, ff“ der Kugeln.

In seiner Seele war ein Gefühl, als gehöre er dieser Welt nicht mehr an, der Welt, wo Haß, Neid, Zwietracht, Rache und Tod zuhause ist.

Kleinlich und töricht erschienen ihm alle unedlen Triebe der Menschen, die so viel Unglück stiften.

Und dann ward es Nacht um ihn.

Und als die kalte Sonne am nächsten Morgen in sein Versteck hineinzubringen versuchte, stand dort ein junges, kaum dem Kindesalter entwachsen Mädchen in einfacher Bauerntracht mit in stillen Schmerz gerungenen Händen. Sie blickte lange in das blasse Gesicht des Daliegenden, und dann schluchzte sie auf.

War er tot?

Wenn er tot war, dann hatte er ausgelitten, dann

Erzählung aus der Jetztzeit von A. Wilden.

(Nachdruck verboten.)
war es schon einerlei. Doch wenn er lebte? Sie zitterte bei diesem Gedanken.

Ja, wenn er lebte, und der Vater fände ihn, so war ihm eine Kugel sicher.

Sie sah ihren Vater noch, wie sie ihn soeben gesehen, in

seiner robusten Kraft, so wenig feinsühlend, ein fanatischer Patriot, ein Deutschenhasser, wie er bestialischer nicht gedacht werden konnte. Sie sah ihn, wie er, am Eingange des Dorfes stehend, die Verheerungen musterte, die die verhaßten Preussens angerichtet hatten, und er hatte die Hände geballt und lästerlich geflucht.

Pierre Laronge war Holzwärter; sein Häuschen mit dem windschiefen Dach und den blinden Scheiben, morsch und altersschwach, war heil und ganz geblieben. Aber das konnte seine Wut nicht vermindern. Es war Zufall, und es stand zu sehr abseits im Walde, geschützt durch die breiten Stämme der Bäume.

Ah, was machte es, daß das schreckliche Kriegsgespens an seinem Hause vorübergegangen!

Wie sah das blühende Dorf aus, ein wüster Trümmerhaufen war es.

Das ganze Land verwüsteten diese Hunde, diese Barbaren, diese Preussens.

Aber Gott gnade dem, der lebend oder tot in seine Hände fiel! Wie einen räudigen Hund würde er ihn



Leipziger Presse-Büro.
Deutsche Austausch-Verwundete auf der Heimfahrt aus französischer Gefangenschaft nach Deutschland.

Ein Häuschen war's, schlechter noch als das des Holzwärters, verfallen und klein; allein es wohnte der Friede darin und ein festes Gottvertrauen und ein stilles Genügen.

Annette war glücklich, als sie in den Frieden kam. —

Das Mädchen faltete die Hände, als sie den Soldaten dort liegen sah.

„Liebet eure Feinde,“ stammelte sie. „Segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, so euch verfolgen und beleidigen.“

Der da war ihr Feind. Wenn sie konnte, wollte sie ihm wohlthun. Wenn er lebte.

Sie überwand das Grauen, beugte das Ohr an die Brust des leblos Daliegenden, horchte — ja, sie vernahm einen leisen, leisen Schlag.

Sie irrte nicht, der Mann lebte.

So schnell ihre Füße sie trugen, lief sie zu der kleinen Kathe der Großmutter.

„Großmutter,“ rief sie atemlos, „draußen liegt ein Soldat, ein schöner Mann. Er muß verwundet sein, stirbt vielleicht. Oder was schlimmer wäre, er geriete in Vaters Hände. Dann wehe ihm.“

„Wo liegt der Soldat?“ fragte die Alte.

Ihr müdes Auge ward belebt, ihre zusammengesunkene Gestalt straffte sich.

„Nicht weit von hier, Großmutter; wollen wir ihm beistehen?“

„Wenn wir können, gewiß, mein Kind.“

„So komm schnell, Großmutter, ehe Vater ihn findet. Ich sah ihn am Eingange des Dorfes stehen mit geballten Händen, schrecklich fluchend.“

„Du meinst, wir sollen ihn hier unterbringen, Annette? Ja, kann der Mann denn gehen?“

„Ich weiß es nicht, Großmutter. Nur das weiß ich, daß Eile vonnöten ist.“

Das sah die alte Frau ein. Erführe ihr Schwiegersohn, daß sie einem verhaßten Prüssiens beigegeben, es gäbe Mord und Totschlag. Er war ein böser Mensch, der Pierre Laronge, ihre arme Tochter hatte nicht viel gute Stunden bei ihm gehabt.

„So komm, Kind. Laß uns sehen, was zu machen ist.“

Großmutter nahm aus einem Schranke ein Fläschchen, darin Kognak war. Etwas Belebendes mußte ein verwundetes Menschenkind haben, um die paar Schritte nach ihrer Hütte zu machen. Und schleppen konnten sie ihn nicht, sie beide mit den schwachen Kräften.

Als Annette vorsichtig die Zweige des Berstedes auseinanderbog, schlug der Feldgraue gerade die Augen auf.

Er blinnte wie geistesabwesend um sich.

„Wo bin ich?“

Als er sich jedoch aufrichten wollte, brach er mit einem Behlaut zusammen. In seiner Hüfte bohnte und schnitt es, ihn dürstete, ihn fror. Und er war so müde.

Er schloß die Augen. Mochte der Tod kommen. Er war bereit.

Da schlug die zitternde Stimme der Alten an sein Ohr, wie mahnend: „Mann, wer Sie auch sind, kommen Sie zu sich. Dort hinten steht mein Schwiegersohn, Sie sind verloren, wenn er Sie hier findet. Versuchen Sie, sich zu erheben.“

Nur undeutlich, wie ein fernes Gemurmel drang die Stimme an das Ohr des Verwundeten, schon drohten ihm die Sinne zu schwinden.

Da griffen die beiden Frauen an, behutsam aber fest, und die Alte rief in unterdrückter Angst: „Auf, auf! Es gilt Ihr Leben.“

Da machte der Feldgraue einen energischen Versuch, seiner Ohnmacht Herr zu werden.

„Gottlob,“ riefen Großmutter und Entlein wie aus einem Munde.

Sie kannten den Menschen nicht, er war ihr Feind, hatte gegen sie gekämpft, geholfen, ihr Land zu verwüsten, aber er tat nur seine Pflicht. Er tat es nicht aus bösem Antriebe. Mochte er sterben, was machte es ihnen aus. Aber er starb doch nicht wie ein Hund an der Straße. Barmherzige Hände würden ihm den Trunk an die Lippen setzen, würden für ihn sorgen. Und sie würden ihm in dunkler Nacht ein Grab unter den rauschenden Bäumen schaufeln, über seine Leiche ein Gebet sprechen.

Sie hatten den jetzt gänzlich wieder seiner Sinne Beraubten in ein kleines Verließ neben der einzigen Stube, die das Häuschen außer der Küche noch barg, geschleppt.

Dort schlief Annette, während das Bett der Großmutter in der ziemlich geräumigen Stube stand.

Auf Annettes Bett brachten sie den Soldaten mit aller menschenmöglichen Kraft unter, entledigten ihn der Kleider, sofern dieses in ihrer Macht lag, wuschen ihm Stirn und Schläfen mit kaltem Wasser.

Die Großmutter flöhte einige Tropfen über die trockenen Lippen des offenbar Fiebernden. Und als er nun so friedlich in dem schmalen sauberen Bette lang ausgestreckt lag, ging es voller Befriedigung dem jungen Kinde durch den Sinn: Besser hätte er auch nicht in dem schönsten Brunkbette liegen können.

Von Zeit zu Zeit legten sie ihm kalte Kompressen auf die Stirn und freuten sich, wenn ein langer Seufzer seinem Munde entfloß. Es bedeutete doch Leben.

Sie hätten kaum nötig gehabt, die Tür des kleinen Verließes so ängstlich zuzuhalten, denn in die große Stube kam selten ein Mensch.

Als Entree diente die Küche zu gleicher Zeit, zu der auch der Eingang von draußen führte. Wer kam, blieb hier bei den Frauen, da die Küche stets warm war im Winter, während in der großen Stube selten geheizt wurde.

Jetzt allerdings prasselte täglich ein helles Feuer in dem alten unförmigen Kachelofen. Holz gab es in Fülle.

Sobald hatten die beiden Frauen ihr schwieriges Samarkiterwerk getan, als das Geflässe eines Tockels das Nahen des gefürchteten Vaters und Schwiegersohnes ankündigte.

Da polsterte er auch schon mit seinen schweren Stiefeln in die mit roten Ziegelsteinen gepflasterte Küche hinein.

„Bon jour, Mutter Chapper,“ grüßte er mit seiner heiseren rauhen Stimme, „wie habt Ihr die Nacht verbracht?“

„Schrecklich, Pierre,“ gab Madame Chapper zurück. „Wer hätte bei solchem Höllenspektakel schlafen können. Es ist nur ein Glück, daß mein altes Häuschen heil geblieben. Wohin hätte ich alte Frau flüchten sollen?“

Pierre Laronge lachte höhnisch auf.

„Habt Ihr das Dorf angesehen, unser blühendes Dorf?“

Die Alte schüttelte den Kopf.

„So geht hinaus und schaut's Euch an. Es ist ein Skandal, Gott wolle die verfl... Prüssiens in die Hölle schicken. Sie müssen mit dem Gottseibeiuns einen Bund geschlossen haben. Nun sitzen sie in den bisher von den Unsern okkupierten Schützengräben, zwei Kilometer von hier entfernt. Fest sitzen sie da, als sei es ihr gutes Recht. Ich hasse sie, diese Deutschen,“ knirschte der erregte Mann mit den Zähnen, „hasse sie, und wenn ich ihnen Schaden kann, dann tue ich's. Diesen Bestien kann man am besten aus dem Hinterhalte beikommen und ich werde niederknallen, was mir über den Weg läuft. Ruch dich, Doubou,“ verwies er den an der Stubentür eifrig herumschnüffelnden Tockel. „Selbst der Hund ist außer Rand und Band.“

Die Alte hatte bereits versucht, den schnüffelnden Hund von der Tür wegzubringen, doch war es vergebens. Sein scharfes Riechorgan witterte offenbar eine fremde Nährte. Pierre Laronge erhob sich.

„Können weiter, Mutter Chapper. Es könnte für mich zu tun geben; meine Pistole habe ich bei mir.“

Die beiden Frauen waren froh, als sich der Mann entfernte, dessen Fluchen noch aus der Ferne zu ihnen herüberschallte. Vorsichtig schlich die Alte durch die saubere Stube mit den vielen vergilbten Kupferstichen und Photographien an den gefalteten Wänden und den wenigen gebrechlichen Mobilien darinnen, während Annette in den neben dem Häuschen gelegenen Bretterverschlag ging, die Ziege zu melken.

Die Alte, die sich eine Ziege, ein Schwein und ein paar Hühner hielt, kochte dem Kranken eine Milchsuppe, die sie ihm löffelweise durch die Lippen einslöste. Auch ein geschlagenes Ei versuchte sie durch die fest zusammengehaltenen Zähne zu schieben.

Der Kranke schluckte zur großen Freude der Frau.

Nur wenige lichte Augenblicke gab es für den Kranken, häufig erging er sich in Delirien. Die kalten Kompressen taten ihm offenbar wohl, auch trank er in gierigen Zügen das Wasser, das man ihm reichte.

Als so vierzehn Tage in der steten Furcht, Pierre Laronge könne hinter das Geheimnis der verlassenen kleinen Waldhütte kommen, vergangen waren, stellte sich bei Madame Chapper eine neue Sorge ein. Es wurde nicht besser mit dem Kranken.

Sie hatten ihn untersucht und gefunden, daß er aus einer Hüftwunde erlerte. Das aber, sagte sie sich, konnte nicht die Ursache der steten Bewußtlosigkeit sein. Es mußte demnach am Kopfe liegen. Vielleicht hatte er einen bösen Fall getan und eine Gehirnerschütterung davongetragen. Ärztliche Hilfe wäre so nötig gewesen.

Woher die aber nehmen?

Nicht einmal an die Schützengräben konnten sie heran, sie hätten von den eigenen Landsleuten erschossen werden können, die eifrig auf alles fahndeten, was sich auf der Seite der feindlichen Gräben blicken ließ.

Krieg, Krieg!

Madame Chapper schüttelte sorgenvoll ihr greises Haupt, als sie die kräftige Gestalt des Deutschen so hilflos wie ein neugeborenes Kind daliegen sah. Und vielleicht sterben lassen mußte, weil es an der nötigen Hilfe fehlte.

Aus dem unverständlichen Gemurmel des Patienten drängte sich zuweilen das Wort „Madonna“ in unendlich weichen Tönen hervor, welches die Frau verstand.

„Der Mann ist fromm,“ sagte die Alte bewegt.

Es kamen kalte rauhe Tage; es fiel der Schnee und hüllte das kleine Häuschen ganz wie in ein festes weißes Tuch ein. Der Wind pfiß kalt durch die Ritzen — der Kranke merkte nichts davon.

Eines Tages jedoch, als die Sonne eben wieder durch das

winzig kleine Guckfensterchen in das Gemach blinzelte und Annettes Köpfchen ganz in Gold einhüllte, da richtete sich der Kranke plötzlich auf.

Lange hatte er auf dieses süße kindliche Geschöpf geblickt mit einer leisen Erinnerung an vergangene Zeiten.

„Madonna,“ sagte er warm und streckte die Hand der lieblichen Pflegerin entgegen.

„O Madonna!“

Errötend legte Annette ihre Finger in die zwar abgemagerte, aber doch kräftige Manneshand.

„Geht es Ihnen besser, mein Herr?“ fragte sie. „Haben Sie einen Wunsch?“

„Nein, Madonna,“ sagte der Mann. „Wie ist es hier friedlich nach dem heißen Kampfe da draußen. Und ich bin so müde.“

„Haben Sie noch Schmerzen?“ fragte das Mädchen.

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Wenig. Nur hier hinter der Stirn ist ein stetes Hämmern und es ist mir so wüst.“

„So schlafen Sie, mein Herr.“

„Ja, meine Madonna, ich will schlafen.“

„Großmutter,“ sagte das Mädchen mit stolzem Lächeln, „Großmutter, er hat mich Madonna genannt.“

„Wie wird er wohl, Kind. Er beiet zu der Mutter Gottes.“

„Nein, Großmutter. Er sprach mit mir und nannte mich seine Madonna.“

„Er spricht im Fieber, Kind.“

Run schritt die Genesung weiter. Der Kranke saß aufrecht im Bett und, da manch liebes Mal die Sonne durch das fast unter der Decke angebrachte Fensterlein blinzelte und von oben herab kleine Ringelein auf Wände und Bett malte, äußerte sich der Kranke, er habe Lust, einmal heraus zu gucken aus der Tür. Zwar fühlte er noch Schmerzen im Kopf wie in der Hüfte, auch wäre er matt, aber die Lust würde ihm gut tun.

Und er fragte neugierig, wie er hierher gekommen in dieses Friedenshaus.

Da berichtete die Alte, wie die Enkelin ihn im Walde aufgefunden.

„Herr, es war riskant, Sie hierher zu bringen,“ plauderte sie wichtig. „Sie befinden sich in Feindesland und Pierre Laronge würde Sie töten, wenn er wüßte, wir beherbergten einen Preußen.“

„Pierre Laronge, wer ist das?“

„Es ist der Vater Annettes, ein guter Patriot, doch hat er einen grenzenlosen Haß auf alles, was deutsch heißt. Und seit unser schönes Dorf durch den grausen Krieg verwüstet wurde, ist sein Haß auf das Höchste gestiegen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Seuchthuhr.

Skizze von Martin Prossauer (Berlin).

Der Hauptmann öffnete das kleine Paket, das ihm der Feldwebel gebracht hatte, und nahm einen Brief heraus. Lächelnd las er die kinderhaft geschriebenen Zeilen auf dem rosafarbenen Papier:

„Vieber Onkel! In der Tüte sind Zigarren für Dich. Das andere Paket ist eine große Liebesgabe. Bitte, gib sie dem alleinigen Soldaten, den Du hast, der niemanden hat, der ihm was schickt. Wir wollen ihm eine Freude damit machen, wir haben unsern ganzen Spartopf dafür ausgegeben. Wir senden Dir viele Grüße.

Deine Nissen Hans und Konrad.“

Der Hauptmann reichte dem Feldwebel den Brief:

„Hier, lesen Sie mal. Wir wollen den Kindern den Willen tun. Wer ist denn hier der „alleinsten“ Soldat in der Kompagnie?“

Der Feldwebel überlegte:

„Wenn es dem Herrn Hauptmann recht ist — vielleicht der Kowalsky?“ schlug er vor.

„Meinetwegen,“ sagte der Hauptmann, „der Klügste ist er gerade nicht, aber er gibt sich doch Mühe. Lassen Sie ihn mal kommen.“

Sald darauf trat der Grenadier Kowalsky in die niedrige Stube des französischen Bauernhauses, in dem hier dicht vor dem Feind der Hauptmann und das Kompagnie-Geschäftszimmer untergebracht waren.

Kowalsky überragte den großgewachsenen Hauptmann noch um fast einen Kopf. Der ganze Mann bot mit dem vierkantigen Schädel, dem derben rot gebrannten Gesicht und den riesigen Händen das Bild einer schwerfälligen, ungefügen Kraft, die in dumpfer Unbeholfenheit sich selbst zu behindern schien.

„Kowalsky sagte der Hauptmann: „Was habe ich ein Paket bekommen, das soll ich einem Soldaten geben, der keine Angehörigen hat. Sie haben doch niemanden?“

Kowalsky stand stramm und streckte das Kinn vor.



Im Schneesturm der montenegrinischen Berge.

Schottische Krankenschwestern, welche den Rückzug der geschlagenen serbischen Armee mitgemacht haben, auf dem Wege nach Podgoriza.

„Zu Befehl, nee, Herr Hauptmann!“

„Auch keine Geschwister?“

„Nee, Herr Hauptmann, die sein schon lange tot!“

„Was sind Sie denn von Beruf?“

„Steinmeh, Herr Hauptmann.“

Der Hauptmann sah auf die Riesenhände des Soldaten.

„Na, da können Sie ja Ihre Bärensäufte brauchen, was? Hier ist das Paket, das gehört nun Ihnen, packen Sie's gleich mal aus!“

Kowalsky wurde rot und trat an den Tisch, auf dem die Schachtel lag. Mit unbeholfenen Fingern kuppelte er an der Schachtel, bis ihm der Feldwebel zu Hilfe kam. Da war eine Tafel Schokolade, ein Päckchen Zigaretten und eine silberglänzende Uhr mit großen gelben Zahlen und gelben Zeigern. Auf der Rückseite der Uhr war ein schmaler Lederstreifen befestigt.

Kowalsky stand da, die Hände an der Hosennacht, und starrte die Uhr an.

„Nun sehen Sie mal,“ sagte der Offizier, „da ist ja gar eine Uhr dabei. Haben Sie eine Uhr?“

Der Grenadier schüttelte den Kopf und sah die Uhr mit den gelben Zeigern erwartungsvoll an.

„Na, also, da haben Sie eine, die Sie sogar ums Handgelenk tragen können. Feldwebel, machen Sie dem Kowalsky die Uhr an!“

„Verlegen und mit brennendem Gesicht hielt Kowalsky den Arm hin, um den der Feldwebel den Lederriemen der Uhr schnallte.

„Das macht sich aber nobel,“ scherzte der Hauptmann, „es scheint sogar eine Leuchtuhr zu sein. Passen Sie mal auf, wenn's dunkel wird, dann können Sie nachts ohne Licht die

Uhr erkennen! Nun in — — — — —

Kowalsky raffte mit der einen Hand die Sachen zusammen, die andere mit der Uhr hielt er sorgfältig an den Leib gedrückt, dann trat er vor den Hauptmann und sagte stöhnend:

„Ich — ich dank ol schön, Herr Hauptmann!“

Und draußen war er —

In der Bauernstube, die etwa vierzig Grenadiere der Kompanie als Quartier diente, sah Kowalsky in einer Ecke, starrte auf die Uhr an seinem Handgelenk und wartete, bis es dunkel wurde. Immer wieder fuhr er mit der großen ungeschlachten Hand tastend über das Glas, das die Ziffern überdeckte, und wunderte sich, wie die Uhr wohl leuchten sollte. Er konnte es sich gar nicht vorstellen. In dem kleinen schlesischen Dorfe, in dem er aufgewachsen war und gelebt hatte, gab es so etwas für ihn nicht; und auch die Dienstzeit in der kleinen benachbarten Garnisonstadt hatte ihn aus der dumpfen Lethargie seiner Sinne nicht aufgerüttelt. Stumpf, gutmütig und riesengroß war er zu seinen Granitblöden im Steinbruch zurückgekehrt, bis ihn die Mobilmachung wie mit Armen, die stärker waren als seine Muskeln, aus seinem gleichgültigen und ereignislosen Alltagsdasein herausgerissen hatte.

Nun sah er da, laute an der Schokolade, die mit dem Paket für ihn gekommen war, und wandte die Augen nicht von seinem Handgelenk ab. Endlich dämmerte es und wurde allmählich finsterner. Mit großen Augen sah Kowalsky auf seine Uhr, deren Zahlen und Zeiger mit ganz mattem Schein in der halben Dunkelheit aufleuchteten. Da flammte ein Streichholz auf, und gleich darauf erfüllte das trübe Licht der an der Decke hängenden Petroleumlampe den Raum.



Nachkampf auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Ein englischer Angriff wird zurückgeschlagen.

Unwillig drehte sich Kowalsky um, da trat einer der Soldaten, ein flinker, mundfertiger Berliner, zu ihm.

„Mensch, wat machste denn hier in die Ecke?“

Kowalsky hob stramm den Arm mit seiner neuen Uhr. Sofort verstand der Berliner.

„Ach so, deine neue Uhr! Wenn die leuchten soll, mußte doch hinjehn, wo's dunkel is. Hier bei det Licht wirrste nischt sehen! Zeh' doch 'n bißken raus, da wird et ja schon duster!“

Gehorsam stand Kowalsky auf und stapfte zur Thür. Draußen in den engen Vorgassen war es schon ziemlich dunkel, und mit tiefem Glücksgefühl sah Kowalsky, wie seine Uhr deutlicher leuchtete. Die Augen fest auf das Geschenk geheftet, stolperte er weiter, und immer heller blinkte der grünliche Schein auf dem Zifferblatt dieser wunderbaren Uhr.

Jetzt war es ihm auch hier nicht mehr dunkel genug. Ab und zu fiel aus den Häusern ein Lichtschein auf die Straße, der ihn störte. Er wandte sich um und ging dem Dorfausgang zu, dem Wald entgegen, der sich dunkel und schwarz hinlagerte. Dort war es ganz finster, da würde die Uhr gewiß schön leuchten. Kräftig schritt er in den Abend hinein und trat zwischen die Stämme des Waldes, der sich zu einer festen Mauer aus Bäumen und verwildertem Unterholz zu-



Siegesbeute.

Im Osten erbeutete japanische Schiffskanone.

gefangen war. Er versuchte sich loszureißen, als ihn ein neuer Stoß traf; und ein Bajonett bligte drohend vor seinem Gesicht auf. . . .

Da blieb er still liegen. Nun zerrten die Fäuste an ihm, und er verstand, daß er aufstehen sollte. Langsam richtete er sich auf, die Franzosen traten, die Gewehre mit den Bajonetten in den Händen, dicht neben ihn — es mußten mindestens sechs oder acht Mann sein, soviel er in der Dunkelheit erkennen konnte — und stießen ihn vorwärts.

Rasch marschierte der kleine Trupp durch den Wald. Und ehe noch Kowalsky recht zur Besinnung gekommen war, lag das Gehölz hinter ihm, und sie gingen im Eilschritt einen engen Weg quer über die Felder in der Richtung auf die feindlichen Stellungen zu. — Vorsichtig versuchte Kowalsky

Deutsche Heldengräber im Osten.

Die Grabanlage wurde von Kameraden für die Gefallenen eines Schleswig-Holsteinischen Regiments errichtet.

sammenschloß. Hinter ihm lag das Dorf und vor ihm der düstere stille Wald. Tief in die Betrachtung seines Uhrenwunders versunken, das hier in ungeahnter Pracht seine gelben Zahlen leuchten ließ, ging er weiter.

Plötzlich stolperte er, fiel vornüber und wollte im Sturz die Hände ausstrecken, als er schon spürte, wie sich Menschen auf ihn warfen, Fäuste überall nach ihm griffen und eine derbe Hand ihm die Gurgel zudrückte. Er stieß mit den Beinen um sich, da traf ihn ein harter Schlag in den Rücken, daß er nachgebend, lang auf den Moosboden fiel. Die Fäuste, die ihn hielten, ließen nicht locker, und als er mühsam den Kopf drehte, sah er in der Dunkelheit die Umrisse von Männern, die schweigend und keuchend auf ihm lagen.

Zuerst stierte er die Männer, die ihn hielten, mit blöden Augen an, dann erkannte er mit jähem Schreck, daß er von den Franzosen



sich umzusehen aber kaum machte er eine leise Bewegung, so tauchte das blanke Bajonett mit seiner stumm eindringlichen Sprache vor seiner Nase auf. Einmal sprach ihn einer der Franzosen an, aber er verstand kein Wort und zuckte die Achseln. So wanderten sie dahin; Kowalsky in dumpfem Staunen, was wohl aus ihm werden würde, und was der Hauptmann sagen würde, wenn er morgen früh beim Appell nicht da wäre? Bei diesem Gedanken zuckte er zusammen, da durfte er auf keinen Fall fehlen.

Verstohlen sah er nach seinem Handgelenk, die Uhr war noch da. Dann warf er sich mit weit ausholenden Armen auf die beiden Franzosen, die links neben ihm gingen, und riß sie zur Seite. Da spürte er mitten im Sprung einen dumpfen Schlag an den Kopf und fiel ohne Besinnung zusammen. — —

Als Kowalsky zu sich kam, lag er im feuchten Gras auf einer Waldblöße; ein Franzose stand neben ihm und stieß ihn mit dem Fuße in die Seite. Mühsam öffnete er die Augen; sein Schädel tat ihm weh, als ob ihm ein Granitblock seiner schlesischen Heimat darauf gefallen war, und alle Knochen schmerzten.

„Stehen Sie auf!“ sagte der Franzose auf deutsch in befehlendem Ton, „ich will Sie etwas fragen.“

Kowalsky raffte sich zusammen und stand auf. Hinter ihm war eine kleine Erdhöhle, aus der die Köpfe von vielleicht einem Duzend Franzosen herausliefen. Es war eine Feldwache, die zu einem Patrouillengang vorgestoßen war und der er gerade in die Hände gelaufen war.

Am Horizont schimmerte ein matter heller Schein empor, der die nächste Umgebung im fahlen grauen Licht erkennen ließ. Der französische Offizier, der vor Kowalsky stand, stellte verschiedene Fragen, aber der Grenadier schüttelte nur den Kopf.

Da mußte er ja ein schöner Soldat sein, wenn er den Kerlen hier Antwort geben wollte, dachte er. Hatte nicht sein Herr Hauptmann neulich noch gesagt: Lieber sich totschlagen lassen, als den Feinden etwas verraten! Warum tat ihm nur der Kopf so weh? Allmählich fielen ihm die Begebenheiten wieder ein. Rasch sah er nach seinem Handgelenk — die Uhr war fort!

„Meine Uhr!“ rief er erschrocken ganz laut, „meine Uhr ist fort!“

„Ich weiß von Ihrer Uhr nichts,“ sagte der Franzose ungeduldig, „wollen Sie jetzt antworten oder nicht? Wie stark ist die deutsche Besatzung dort in dem Dorf?“

„Meine Uhr!“ wiederholte Kowalsky fassungslos. Der Offizier stieß einen Fluch aus und rief einen Befehl. Ein Soldat sprang herzu und zerrte Kowalsky mit sich bis zu einem Baum, wo er ihm bedeutete, sich hinzusetzen.

Der Offizier kauerte sich in der Nähe auf einem Baumstumpf nieder, zog ein Blatt aus seiner Kartentafel und begann, eine Meldung zu schreiben. Kowalsky hobte, die Knie an den Leib gezogen, mit gesenktem Kopf am Baum und starrte seinen Arm an, wo vorher die Uhr gewesen war. Immer wieder schüttelte er den Kopf, dann streckte er dem Franzosen seine Hand hin und fragte pantomimisch nach seiner Uhr. Der Franzose lachte. Er verstand, was der dumme Deutsche da wollte. Hatte er ihm doch selbst, als er infolge des Kolbenhiebes vorhin zusammenbrach, die Uhr vom Handgelenk abgeschnallt und eingesteckt.

Jetzt wollte er den deutschen Bären tüchtig ärgern. Verständnißvoll nickte er Kowalsky zu, zeigte mit dem Finger eine Uhr und wies auf die braune Tasche, die der Offizier dort an seiner Hüfte trug.

Kowalsky sah aufmerksam den Bewegungen seines Wächters zu. Also der Kerl da hatte ihm seine Uhr fortgenommen? Vor Schmerz und Wut über den Verlust wurde ihm ganz heiß. Seine Uhr wollte er wiederhaben!

Der Franzose, der ihn bewachte, wandte gerade den Kopf, um seinen Kameraden in der Erdhöhle den ausgezeichneten

Spaß mit dem Gefangenen zuzurufen; da fuhr ihm eine Riesenhand um den Hals, und ein Schlag gegen die Schläfe hämmerte ihn lautlos zu Boden.

Kowalsky sah sich blühschnell mit wilden Augen um. Der Kerl lag still, die Franzosen dort hatten nichts gemerkt; und der Offizier sah ruhig am Baumstumpf und schrie. Kowalsky schnellte mit einem gewaltigen Sprung vor; unwiderstehlich packte seine gewaltige Faust den Offizier von hinten in den Ledergurt — ein Riß, daß der Körper des Franzosen hochflog und der Lederriemen plakte — und der Grenadier stürmte, die braune Tasche fest in der Hand, mit riesigen Sägen zwischen den Stämmen des Waldes davon.

Als der Offizier sich aufraffte und atemholend aufschrie, stürzten die anderen Soldaten aus der Erdhöhle. Der Franzose, den Kowalsky niedergeschlagen hatte, lag im Moos und rührte sich nicht mehr. Mit ihren Gewehren eilten die Franzosen in den Wald hinter dem Deutschen her, der ihnen erst so dumm in die Hände gelaufen war und sich jetzt mit so unjagbar kühner und furchtbarer Kraft wieder den Weg zur Flucht gebahnt hatte. — —

Am Abend ging die Tür des Zimmers, in dem der Feldwebel saß, ein riesiger Soldat trat ein und schlug die Absätze zusammen.

Der Feldwebel stand auf:

„Kowalsky, Mensch! Wo kommen Sie denn her? Leben Sie denn überhaupt noch? Und wie sehen Sie bloß aus?“

Kowalsky sah wirklich nicht gut aus. Das Gesicht ver-schwollen, die Uniform zerfetzt und beschmutzt, Moos und dürres Laub im schweißigen Haar, ohne Mühe stand er leuchtend vor dem Feldwebel. In der Hand hielt er fest umkrampft eine Ledertasche an einem zerrissenen Riemen. Kowalsky erzählte. Kopfschüttelnd hörte der Feldwebel zu.

„Und wie sind Sie nun zurückgekommen?“

„Ich bin halt furt,“ sagte Kowalsky mit bedrückter Miene. „Uf 'n Baum 'nuf! Und wie daß die Franzosen vorbei war'n, bin ich runter und weitergemacht, bis ich eben das Dörfle hier wieder gesehen hab'. Aber wenn ich, und ich tu amal den Kerl, den Franzus'n mit mein'r Uhr erwisch, dem geht's ni gut! Meine Uhr is furt und bleibt furt,“ schloß er seinen Bericht, „hier ei der Tasche is sie och nich!“

„Nun kommen Sie mal mit zum Herrn Hauptmann,“ sagte der Feldwebel; und beide gingen zu dem Vorgesetzten, der den Bericht des wiedererscheinenden Kowalsky mit Erstaunen anhörte.

„Das kommt davon, wenn man wie ein blindes Huhn fortrennt,“ sagte er endlich, „wissen Sie nicht, daß es streng verboten ist, aus dem Dorf zu gehen? Na, diesmal mag's gut sein, Sie haben ja Ihre Strafe weg. Zeigen Sie doch mal die Tasche her!“

Er nahm die braune Ledertasche und zog verschiedene Papiere heraus, die er sorgfältig durchblätterte. Plötzlich hielt er inne, las ein Blatt, las es wieder und wurde ganz aufgeregt. Endlich drehte er sich um.

„Feldwebel,“ sagte er, „wissen Sie, was der Kerl, der Kowalsky, hier mitgebracht hat? Den französischen Divisionsbefehl mit allem Zubehör! Das ist für unser Oberkommando von größter Wichtigkeit. Ein Radfahrer soll sofort damit zum Stab!“

Der Feldwebel eilte zur Tür, indessen sagte der Hauptmann lachend:

„Kowalsky, Sie sind ja ein toller Kerl! Was Sie da mitgebracht haben, ist mehr wert als Ihre olle Uhr. Wissen Sie, was Sie als Ersatz kriegen? Das Eisene Kreuz! Denn das ist Ihnen wahrscheinlich sicher!“ —

Und diesmal schien der Grenadier Kowalsky, entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit, sehr schnell und richtig verstanden zu haben, denn der betäubte Ausdruck seines verstaubten Gesichts wich, und er verzog den Mund zu einem ungeheuern freudigen Grinsen.

Der Nachbar erzählt . .

Meine Jüngens — ich weiß nicht, wie das so kam — in Geographie Waren sie immer heillos schwach. Der Lehrer schlug ihnen Ach und Krach. Wie Trommelfeuer hinter die Ohren, Aber da war alle Mühe verloren! Hätte man sie nach Brüssel gefragt, Hätten sie was von China gesagt. Konstantinopel und Balkanstaaten Wären nach Hinterpommern geraten. Keine Ahnung hätten sie — oh! — Sicher gehabt von Montenegro. Gar eine Frage nach russischen Städten Hätten sie sich entschieden verboten, Und von Frankreich, dem Lande des Lichts, Wußten sie nichts. Auch von England ahnten sie dies Eine nur: Die Gegend ist mies. — Geographie: ganz hoffnungslos! Trotzdem wurden die Jüngens groß, Und die Kanonen gingen los.

Ei, da waren die Jüngens dabei, Immer voran in der vordersten Reih. Belgien mit im Sturm überrannt, Dann marschiert im französischen Land; Später nach Rußland abkommandiert, Bis nach Mitau und Riga marschiert. Dann miterlebt das galizische Drama; Und heute beschau'n sie das Panorama Der serbischen Berge. Früher war Die Gegend verrufen. (Räubergefahr!) Doch werden sie dort nicht lange bleiben, s' reicht kaum zum Ansichtsarten Schreiben. Madensen ist ihr Reiseumarschall, Und er hat's eilig. — Auf jeden Fall Wollen sie im Vorübergeh'n Konstantinopel sich mal beseh'n, Auch besuchen das heilige Land, Wo Krippe und Kreuz des Heilands stand. Aber zuletzt ist ihr Reiseziel Der berühmte Suezkanal und der Nil. Sie wollen da unten bei den Fellachen Auch mal die große Saison mitmachen. Allerhand Feuerwerk haben sie mit: Mörser und Minen und Ekrasit, Den Briten gründlich nach Hause zu leuchten, Die allzulange die Gegend versuchten.

Nach alledem scheint's — oder irr' ich mich bloß? —

Die Welt ist heute gar nicht mehr groß. Wenn überall braust das deutsche Hurra! In Europa, Asien und Afrika, Wenn das, was die Geographie sonst lehrt, Heute fast zur Heimatkunde gehört, Dann wund'r ich mich nicht, daß endlich den Jüngens

Die schwere Wissenschaft gelungen. Denn sicher, Nachbar —, was sagen Sie? Jetzt können die Jüngens Geographie. D. E. K. J. Ahlemann.

Cohterpflchten zu Kriesszeiten.

Von Dr. von Gneist.

Wie glücklich sind doch die Mütter daran, die ein Töchterchen ihr eigen nennen, das während der trüben Tage der Kriesszeiten ihr Sonnenschein ist!

Denn wer am meisten unter der Abwesenheit der Väter und Söhne, die hinausgezogen ins Feld, leidet und die Trennung wohl am

schwersten trägt, das sind doch die Mütter. Die Geschwister empfinden die Lücke gewiß nicht weniger schmerzhaft. Aber die Jugend mit ihrem heiteren, frischen Lebensmut sieht alles das, was die jetzige Zeit mit sich bringt, mit ganz anderen Augen an, als die ältere Generation; Heiterkeit und Frohsinn sind nun einmal der kostbare Schatz der Jugend, und diese Fröhlichkeit läßt sich selbst in ernstesten Zeiten nicht ganz unterdrücken.

Die gute Tochter bedenkt in zart sinniger Weise im stillen, bevor sie ihren Vergnügen und Abhaltungen nachgeht, ob Mütterchen auch nicht am Ende gar trübselig und verlassen daheim sitzt, oder gezwungen ist, den tagtäglichen Spaziergang einsam vorzunehmen, wobei man dann so leicht traurigen Gedanken nachhängen könnte.

Es sind ja Kriesszeiten, wo so gern jeder ein Opfer bringt, und wo auch die Jugend gern mal auf die erhoffte Abwechslung verzichtet, da sie weiß, daß auch ihrer jetzt besondere Pflichten warten. Eine besondere Verantwortung ruht auf den jungen Schultern, so lange Vater und Bruder ferne weilen; die junge Tochter kann ja unendlich viel dazu beitragen, daß die Heimkehrenden die Mutter gesund und frisch daheim vorfinden. Denn nichts zerstört so sehr die Gesundheit, wie trübseliges Grübeln in der Verlassenheit einsamer Stunden; aber nichts hilft so sehr über traurige ernste Zeiten hinweg, wie das heitere Geplauder der Jugend, die zärtliche Fürsorge eines liebenden Tochterherzens. Oft begegnet man auf Spaziergängen solchen einsamen Müttern; das Töchterchen ist davongeslogen, besucht eine Freundin, verbringt die Zeit vielleicht mit Nichtigkeiten; jeder Tag bringt neue Abteilungen. Und für die Mutter bleibt keine Zeit! Gewiß soll der Jugend ihr Anrecht auf ihre kleinen Freuden nicht geschmälert werden, und die Mutter ist ja auch nicht ganz und gar allein auf die Gesellschaft der Tochter angewiesen.

Aber es gibt Tage und Stunden, wo auf dem hangenden Mutterherzen die Sorge um die Draußenstehenden doppelt schwer lastet, sei es, daß das Ausbleiben der Feldpost, oder irgendwelche die Spannung noch vermehrenden Nachrichten das nach draußen Hören besonders qualvoll gestaltet.

Die feinfühligste Tochter weiß es wohl, wo alsdann ihr Platz ist, verzichtet gern und ohne Murren auf ihre kleinen Freuden und trägt durch ihre heitere jugendliche Sonnenschein in das trauernde Gemüt der insgeheim vielleicht recht trostlos Grübelnden. Sie kennt keine Launen, keine unendlichen Stimmungen, um der seelisch oft schwer Leidenden nicht die Bürde, die sie zu tragen hat, noch zu erschweren.

Es hat eben in Kriesszeiten ein jeder seinen Anteil an den Pflichten des Tages, und keiner ist zu jung, zu unerfahren dazu, keiner ist überzählig.

Für jeden gibt es einen Platz, wo er ihm obliegende Pflichten treulich zu erfüllen, und wo er auszuharren hat, wie der Soldat auf seinem Posten, damit nicht jene schlimmen Feinde, Kummer und Sorge, ihren Einzug halten, sechhaft werden und Verheerungen anrichten können.

Was für ein stillliches Bewußtsein werden die jungen Töchter instillen dann später hegen können, wenn die von draußen Heimkehrenden ihren Einzug halten, wenn sie sich sagen können, auch wir haben in der vergangenen schweren Zeit eines Amtes zu werten gehabt und haben freudig unsere Pflicht gelebt.

Für die Küche.

Rhabarberkaltshale. Zwei Pfund Rhabarber werden sauber gewaschen, abgezogen, in Stücke geschnitten und mit einem Liter

Wasser weichgekocht, genügend Zucker daran getan. Man kann nach Belieben die Masse durch ein Sieb streichen oder die Stücke vorsichtig kochen, daß sie nicht verfallen, und dann ganz lassen. Zwölf Blatt Gelatine, $\frac{1}{4}$ weiß, $\frac{1}{4}$ rot, wird in kaltem Wasser eingeweicht, dann unter die kochende Masse gerührt. In eine Glasschüssel gefüllt und nach Belieben mit einigen feingeschnittenen Mandeln bestreut.

Fritandellen. $\frac{1}{2}$ Pfund gehacktes Fleisch wird mit einem halben Pfund kalten geriebenen Kartoffeln vermischt, 1 Ei, eine in Fett gedämpfte Zwiebel, feingewiegte Petersilie, Pfeffer und Salz dazu gegeben. Davon formt man Fritandellen, die man in Paniergrieß wendet und schön braun bakt.

Spinatförmchen (auch von Resten). Das fertige Gemüse mischt man mit 2 Eigelb, einige Löffel weißer Mehlschwitze und etwas Kartoffelmehl. Man füllt eine mit Butter ausgestrichene Tasse halbvoll mit der Masse, kocht sie im Wasserbad $\frac{1}{2}$ Stunde und stürzt sie. Mit Bratkartoffeln als Abendessen.

Rhabarber-Auflauf. Man bereitet ein Rhabarberkompott, läßt es erkalten. Rüdeln werden in Salzwasser weich gekocht, dann gibt man in die gestrichene Form eine Lage Rüdeln, den Rhabarber, wieder eine Lage Rüdeln. Dann gießt man ein mit etwas Milch verquirltes Ei darüber und bakt den Auflauf im Ofen eine halbe Stunde.

Haushirtschaft.

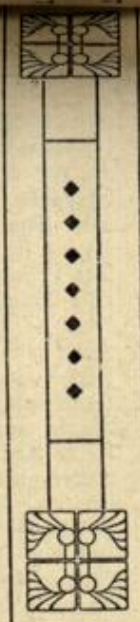
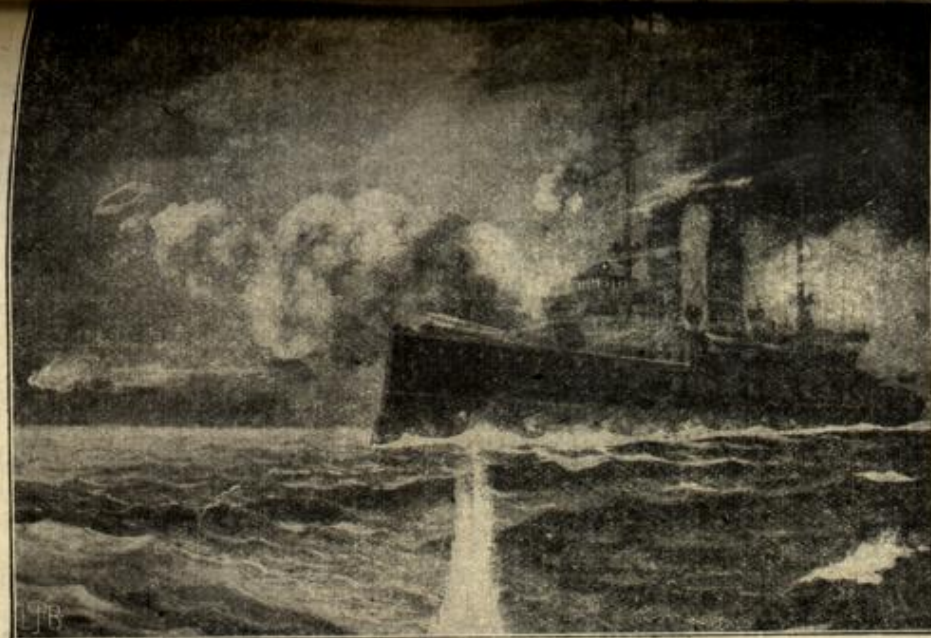
Bogeltüfige und Vollerer zu desinfizieren. Man bestreut den Boden der Käfige sowie der Zimmervolleren zuerst mit einer Schicht Feldgips, hauptsächlich da, wo sich die Trink- und Badegefäße befinden. Über diese Gipschicht streut man den gewöhnlich verwendeten Sand. Dasselbe Mittel ist auch auf Taubenböden und in Hühnerställen mit bestem Erfolg anzuwenden und um so mehr zu empfehlen, als der Gips die Dungkraft des Vogelmistes erhöht und vermehrt.

Feuerfester Ofentitt. Man versetzt gleiche Teile Lehm- und Mehlkleister mit dem vierten Teil Asche oder Eisenfeilspäne, worauf die Masse mit Kalt und Rindsblut eingemengt wird.

Eier, welche man aufbewahrt, soll man in eine größere Anzahl kleinerer Behälter hineintun; denn sobald man anfängt, aus einem Behälter zu verbrauchen, die Luft also Zutritt zu den Eiern bekommt, darf man lange Zeit vergehen lassen, bis das Gefäß leer wird. Die Eier halten sich am besten, wenn man sie senkrecht in die Gefäße einstellt und diese, entweder Krüge oder dicke Gebinde, welche gut verschlossen sein müssen, jede andere Woche wendet, so daß abwechselnd das stumpfe und das spitze Ende der Eier nach unten kommt.

Aquarienkunde.

Fische und Wasserpflanzen. Trotz aller Aufklärung von Seiten der Aquarienneugier will es noch immer nicht gelingen, das Goldfischglas zu verdrängen. Die Leute sind zu sehr daran gewöhnt, obgleich es in seiner unglücklichen Form für die Fische kein behaglicher Aufenthalt ist. Der Aufenthalt wird aber schon behaglicher, wenn nun ein paar Wasserpflanzen dazu kommen. Diese kann man leicht hinzufügen, wenn man ein Töpfchen halb mit Erde gefüllt, eine Wasserpflanze hineinstellt und nun das Töpfchen bis zur Oberfläche mit gewaschenem Sand füllt. Wenn man sieht, wie die Fische mit den Pflanzen spielen, im Sande wühlen usw., ist die kleine Mühe reich bezahlt.



Das Rückzugsgesicht der Engländer von Gallipoli.
Ein englisches Schlachtschiff im Kampf mit den Forts von Sedd-ül-Bahr. Nach einer Zeichnung von Dr. Klamroth.

Rätsellecke.

Wissentartenrätzel.

A. T. Kerrics

Suhl.

Welchen Beruf hat dieser Mann?

Zweissilbenrätzel.

Des Lichtes Wiege ist das erste Wort,
Die letzten zwei bezeichnen einen Staat,
Der, klein zuerst, doch dann zum Fort,
Für viele andre sich erhoben hat. —
Das Ganze ist von diesem nur ein Teil,
Der volle Blüte erst zurückerlangt durch Friedens Heil.

Dreissilbenrätzel.

Leht einem deutschen Vogel in das Herz,
Man sieht eine englische Zahl zum Scherz,
So stellt sich überraschend vor uns hin
Ein französisches Wort von feindlichem Sinn.

Gleichklangrätzel.

O, hätte ich sie doch! —
So hast du oft gedacht,
Wenn in den Lüften hoch
Der kühne Adler jagt.
Der Menschen Ziel u. Streben
Nun ist es ja erfüllt:
Er kann im Fluge leben,
Das Sehnen ist gestillt. —

O, hätte ich ihn doch! —
So hast du oft gedacht,
Wenn Klänge, tief und hoch,
Umbrachten dich mit Macht,
Und deine Seele hoben
Auch adlergleich hinauf, —
Denn immer ist nach oben
Gerichtet unser Lauf. —

Zweissilbenrätzel.

Ein Wort, das sonst meist mit Musik verbunden,
Schafft jetzt — durch andern Sinn —
Des Reiches Lenkern arbeitreiche Stunden;
Denn stets erkennt man drin
Der Überhebung und der Feindschaft Stimme,
So war's das Beste nun,
Statt Raum zu geben dem gerechten Grimme,
Es schweigend abzutun.

Charade.

Die erste Silbe hört man gern
Als Antwort auf die Bitte.
Die Zweite nennt der Vole „Herr“,
Ein Land ist's nach dem Reich der Mitte.

Dreissilbenrätzel.

Die ersten zwei erfreu'n durch muntre Lieder,
In Flur und Hain und auf dem lehten auch.
Das Ganze aber hallt von Schrecken wieder,
Durch mörderischen Kampfes Todeshauch.

Kreuzrätzel.

1 | 2
3 | 4

1 — 2 Getreideart.
3 — 4 Nahrungsmittel.
1 — 4 Wildbret.
3 — 2 Insekt.
2 — 4 Teil des Fußes.

Zweissilbige Charade.

Ein Name ist's, von altem deutschen Klang,
Den uns die erste Silbe kündigt,
Im Dorf und auf dem Schlosse man ihn findet,
Ein Dichter hieß so, dem manch' Lied gelang
's ist nur nicht leicht zu lesen.

Wer Ruhe will, der sucht die zweite auf,
Denn meist ist still und friedlich sie gelegen,
Luftwandelt auf bequemen eb'nen Wegen
Und läßt dem Welkenhader seinen Lauf.
So hofft er zu genesen.

Das Ganze aber liegt auf freier Höh'.
Ein Städtchen klein, doch durch die Schätze groß,
Die man hervorhebt aus der Berge Schoß,
Und nutzbar macht in seiner nächsten Näh' —
von alters her gewesen.

Dreissilbenrätzel.

Mein Wort ist in dreifachem Sinne zu schauen,
Wohl lieben, in Gold gefaßt, es die Frauen,
Als prächtige Blüte ist auch es zu sehen,
Doch, wen es trifft, um den ist's geschehen.

Rätzel-Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätzel. Troja. — Trojan.

Charade. Rittergut.

Homonym. Ungeraten.

Rätzel. Falsch — Schlaf.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellschaft, m. b. H.
Holzdruckerei, Lötzen, Anth. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Lötzen.

Sämtliche Bilder sind von der zuständigen Behörde zur Veröffentlichung genehmigt worden.